

ausführbar, wie in andern mehr bevölkerten Ländern, wie z. B. in den Niederlanden. Einiges Unkraut, z. B. die Disteln, lassen sich auch nicht sogleich vertilgen, wenn man sie nicht mit der Wurzel herausziehen oder heraus schneiden kann, welches sehr mühevoll ist. In England ist man nach dem Vorschlag des Chemikers Davy auf ein anderes Rettungsmittel gerathen; man bestreicht

den Schleifstein öfter mit einer Auflösung von Eisenvitriol (schwefelsaurem Eisen) und schleift da öfter die Sichel oder das Messer, mit welchem man das Unkraut abschneidet. Wie mit Gift bestrichen stirbt dann die Pflanze bis zur Wurzel ab. Eisenvitriol kostet wenig, und ist in jeder Apotheke oder bey jedem Materialienhändler zu haben.

V. Moral in Beispielen als Warnungstafel in Gefahren des Lebens, der Gesundheit und des häuslichen Glückes, Sagen und Legenden.

Der Eckensteher.

Es war an einem Samstage, daß Raimund, der Sohn des reichen Wechselherrs Sohr, in Begleitung seines Hofmeisters, so eben aus der hohen Schule nach Hause gehend, in der Nähe der Königsbrücke „zu Hilfeschiere“ hörte. Er lenkte unverweilt seine Schritte dem Hilfsgekrei zu, und gewährte einen jungen Menschen, der den Schlägen von drei Andern zu erliegen schien. Ohne sich lange zu besinnen, eilte er mit seinem Hofmeister dem Mißhandelten zu Hülfe, und beide verjagten die bösen Angreifer.

Der junge Mensch, ein Eckensteher, konnte sich, da er krumme Beine hatte, nicht selbst aufrichten, so sehr hatten ihn seine Widersacher mißhandelt, und als ihm Raimund und sein Hofmeister dazu behülflich waren, ergoß er sich in Worte des innigsten Dankes, welchen er noch verdoppeln zu müssen glaubte, als ihm Raimund einen Thaler schenkte. Zulezt bat er noch, ihn die Wohnung seines Wohlthäters wissen zu lassen, und entfernte sich sodann hinkend nach der entlegenen Vorstadt, wo er mit Mutter Martha in einem kleinen Häuschen wohnte.

Mutter Martha, eine arme Witwe, handelte mit Schwefelhölzchen. Ihr Sohn Friedrich half ihr in deren Verfertigung, und während sie in den Straßen der Stadt mit denselben haufte, ging, stellte er sich an eine Ecke der Straße, und wartete, bis sich Jemand fand, der ihm einen kleinen Auftrag gab, sei es ein Packet, oder einen Brief zu besorgen, und diese an die bezeichnete Adresse abzugeben; und obgleich der gute Friedrich wegen seiner krummen Beine nicht schnell fortzukommen schien, so blieb er doch gegen Andere nicht zurück, und richtete jeden erhaltenen Auftrag flink und behende aus, so zwar, daß ihm seine ältern Kameraden deshalb gram waren, und endlich einmal sogar sich thätlich an ihm vergrißen und ihn derb abprügelten.

Die Dankbarkeit, eine der schönsten Tugenden des Menschen, welche leider von so Vielen so selten ausgeübt wird, nährte in Friedrichs Herzen den steten Wunsch, dem jungen Raimund nützlich werden zu kön-

nen, und wenn die Noth es erfordert hätte, wäre er gern für ihn durchs Feuer gelaufen, oder vielmehr gehinkt.

Eines Tages, als es sehr stark regnete, und Friedrich demungeachtet auf seinem Posten stand, winkte ihm ein junger Mann aus dem seinem Standorte gegenüber befindlichen Kaffehause, und trug ihm auf, an des Wechselherrs Sohn, Raimund, einen Brief zu überbringen. Dieser Auftrag kam Friedrich auf das erwünschteste, und er beeilte sich ihn auszuführen, höchst vergnügt, seinen Erretter einmal zu Gesicht zu bekommen, da er es nicht gewagt hätte, diesen ohne irgend einen Grund zu besuchen.

Raimund empfing den jungen Eckensteher sehr freundlich, und der Brief, welchen er überbrachte, war ihm sehr angenehm. Er kam von einem Jugendfreunde, der lange krank gewesen, und ihm nun seine Genesung meldete. Ein kleines Geschenk, welches er dem Ueberbringer darbrachte, machte diesen gleichfalls sehr vergnügt, und er behauptete, daß er sich höchst glücklich fühlen würde, wenn er seinem Erretter und Wohlthäter einmal nur einen bedeutenden Dienst erweisen könnte. Zu einem kleinen fand sich in kurzer Zeit die Gelegenheit; denn als eines Abends Raimund mit seiner Schwester in das Theater fuhr, ward dieser, ohne daß sie es bemerkte, beim Eingange, durch den Andrang der vielen Menschen, welche zugleich in das Theater strömten, die Boa vom Halbe gestreift, und zur Erde geworfen. Friedrich, der sich in Erwartung eines Verdienstes, nächst der Eingangsthüre des Theaters befand, bemerkte den Verlust der Schwester seines Erretters, drängte sich in den Haufen der Eindringenden, und gelangte nach vielem Herumstoßen glücklich dazu, die kostbare Brute aufzuraffen, und sie dem Kutscher Raimunds übergeben zu können.

Der Kutscher wollte dem ehrlichen Eckensteher ein Trinkgeld geben, dieser aber nahm nichts an und sprach: „Sagt nur eurem jungen Herrn, der Eckensteher Friedrich wäre so glücklich gewesen, ihm diesen kleinen Dienst zu leisten.“

Vierzehn Tage später, schon spät in der Nacht, als

Friedrich aus einer andern Vorstadt nach Hause ging, wo er bei einem Ballfeste durch Herbeirufung der Kutscher, die in einem nahe gelegenen Bierhause sich güthlich thaten, einige Groschen verdient hatte, bemerkte er, als er der Wohnung Raimunds näher kam, eine große Rauchsäule aus diesem Hause in die Luft sich empor wirbeln. Bei diesem Anblick blieb er erschrocken stehen. Der Rauch vermehrte sich, und nahm endlich eine Flammenfarbe an. Es war nicht mehr daran zu zweifeln, daß es in irgend einem Theile des Hauses brannte, wo man keine Ahnung von dieser Feuersbrunst noch hatte, denn alles war in demselben still und geräuschlos.

Friedrich beeilte sich an das Hausthor anzuschlagen, aber der Portier lag im festen Schlafe und hörte ihn nicht. Zum guten Glücke war das Wachzimmer der Feuerwächter nicht weit entfernt. Er lief, so schnell er konnte, dahin, und zeigte das Gesehene an. Man folgte sogleich seiner Aufforderung, und drang mit Gewalt in das Haus. Eine Ofenröhre in einem Zimmer nächst der Hauptsitze war geborsten, und das Feuer hatte einen Balken ergriffen, welcher bereits in hellen Flammen stand und einen ungeheuren Rauch verbreitete. Raimunds Vater, welcher das nächste Zimmer bewohnte, und keinen Ausweg als durch das brennende Gemach hatte, sah sich gezwungen, auf einer Leiter aus dem Gemache herabzusteigen. Er hatte Besonnenheit genug, das Schmutzkästchen seiner Gemahlin, welches sich in seinem Schlafzimmer befand, mitzunehmen; da es ihn aber im Herabsteigen hinderte, gab er es dem jungen Eckensteher, der sich eifrig herausgedrängt hatte, dem alten Herrn beizustehen. Friedrich, welcher in dem Gedränge der Menge herbeigeilte Menschen besürchtete, daß ihm das Kästchen entrisen werden könnte, machte sich sogleich auf den Weg, es der Sicherheitswache zur Verwahrung zu übergeben. Eine Patrouille, welche ihn mit dem Kästchen davon eilen sah, glaubte er habe es gestohlen, und hielt ihn fest. Vergeblich erzählte er, wie er zu dem Kästchen gekommen, und wohin er es trage; man glaubte ihm nicht, und führte ihn ins Gefängniß, wo er in die Mitte einer Menge Diebe und Spitzbuben hineingeworfen ward, welche ihn auslachten, daß er so ungeschickt gewesen, sich erwischen zu lassen.

Friedrich weinte vor Scham und Schmerz, und sein Ehrgefühl fühlte sich auf das bitterste verletzt.

Der nächste Tag verging, ohne daß Friedrich durch Raimund erlöst worden wäre, und als er schon verzweifelte an naher Hilfe, ging die Thüre des Gefängnisses auf, und Raimund stürzte herein, umarmte den Eckensteher und führte ihn aus dem insamen Aufenthalte in den Versammlungsaal des Gerichtes. Hier verkündete er die Unschuld des Eckenstehers, seinen Edelmuth, seine Rechtlichkeit, seinen Diensteyer, ohne welchen das Haus seines Vaters ein Raub der Flammen geworden wäre, und er und sein Vater verpflichteten sich feierlichst, fort-

an für eine gemächliche Zukunft des braven Jünglings zu sorgen.

Während dieser Scene war Friedrichs Mutter eingetreten. Friedrich eilte, sie gewahrend, auf sie zu, und fiel ihr, Freudenthränen vergießend um den Hals; dann wandte er sich zu Raimunds Vater und sagte: „Ich danke für die herrlichen Anerbietungen, aber ohne meine Mutter daran Theil nehmen lassen zu können, muß ich sie entbehren. Nie verlasse ich die beste der Mütter!“

Raimunds Vater versetzte, von der Kindesliebe des Eckenstehers sehr gerührt: „Du sollst sie auch nicht verlassen. Das kleine Häuschen, welches am Ende meines Parkes steht, hat Platz für Euch beide.“

Vier Wochen nach diesem Vorfalle waren Friedrich und seine Mutter im Besitze eines niedlichen Häuschens, hatten eine Kuh, einige Schafe und eine schöne Wiese, sie zu ernähren. Und da sich Friedrich in der Wirthschaft sehr eifrig und einsichtsvoll bewies, brachte er es in einigen Jahren dahin, daß er ein ganzes Gut zu verwalten bekam, und ein ehrenvolles, zufriedenes Leben führte.

Auch arme und krüppelhafte Menschen können sich und Andern nützlich werden, wenn sie Redlichkeit mit Fleiß verbinden, und nach ihren Kräften des Lebens Mühen und Sorgen zu bestegen sich bestreben. Ehrlich dauert am längsten. Ein altes, aber wahres Sprüchwort, das sich zu jeder Zeit bewährt.

Die Querröhre von Warnsdorf.

Unter den Volksagen, die es in Böhmen gibt, sind auch bei jetzt Lebenden diejenigen einen ziemlich starken Glauben, die sich die dasigen Landleute von den Zwergen, oder wie sie insgemein genannt werden, von den Querrern zu erzählen wissen. In den Erzählungen der Bewohner von Warnsdorf, spielen diese Querre eine besonders thätige Rolle. Zufolge Ueberlieferungen hatten die Querre sich namentlich auf einem Berge gegen Groß-Schönau und Zittau zu eingeknistet, wo man noch jetzt ein Querrloch gewahrt, das wie eine Thür in die Erde geht. Von dort aus trieben sie ihr Wesen mit den Bewohnern der umliegenden Dörfer und dort konnte man ihr Thun und Treiben näher kennen lernen, wenn man unerschrocken genug war, sie in ihrem Hauswesen und täglichen Beschäftigungen zu belauschen und es täglich sehen, wie sie, immer einer nach dem Andern, zum sogenannten Querrloche (was jetzt ein versallener Schacht zu seyn scheint) aus und eingingen.

Ihren Ursprung verdanken sie, der Sage nach, dem sogenannten Querrborne, einem noch jetzt auf einem Berge befindlichen frischen Quell, aus dem beständig Querre hervorquollen.

Den benachbarten Dorfbewohnern wurden sie besonders dadurch lästig, daß sie sie öfters, obwohl unsichtbar, beschmauseten und ihnen Brot und andere Speisen aus den Häusern nahmen. Zum Glück wußte man endlich eine Vorkehrung gegen diese Brotdiebe ausfindig zu machen, dieß war nämlich der Kümmel; denn ein Brot, worin einige Kümmelkörner mitgebacken worden waren, rühren die Querre niemals an; es hatte dann einen Geschmack, der ihnen zuwider war.

Bisweilen sollen sie den Leuten aber auch selbst Geschenke gemacht haben. Eine Geschichte, zufolge der sie sich als ungeduldetene Gäste bei einer Bauernhochzeit zu Wettig (einem ebenfalls am Berge gelegenen Dorfe) einfanden, verdient hier eine besondere Erwähnung. Sie ist folgende:

Einst kamen die Querre scharenweise aus dem Querrloche hervor, und trieben ihre Kurzweil in den Sträuchen auf und an jenem Berge. Bei dieser Gelegenheit hörten sie von ungefähr, daß ein Bauer aus Wettig, der nicht weit von ihnen sein Feld bearbeitete, von seiner Frau nach Hause gerufen wurde, um zu einer Hochzeit, zu der sie beiderseits an jenem Tage geladen waren, sich fertig zu machen. Dieß ließen die Querrlein auch sich nicht ungefragt seyn; sie berathschlagten unter sich, und waren bald einig, jene Hochzeit insgesammt zu besuchen und sich einmal einen recht guten Tag auf anderer Leute Unkosten zu machen.

Ueberall rufen sie einander zu, und erinnerten einander noch ausdrücklich, die Nebelkappchen nicht zu vergessen und mitzunehmen.

Dieß hörte ein anderer Wettiger Bewohner, der ebenfalls auf dem Felde an des Berges Fuß arbeitete, und halb im Spas, halb im Ernst, rief er den Querrlein zu, auch ihm eine Nebelkappe mitzubringen.

Die Querre ließen sich bereitwillig finden, brachten ihm wirklich eine mit, und erlaubten ihm ebenfalls, mit zu jener Hochzeit zu gehen, jedoch unter der Bedingung, bei Tische ja von den Speisen nichts zu sich zu stecken, oder sonst von den Ueberbleibseln etwas mit sich zu nehmen, wenn er sich nicht ihren Forn zuziehen wolle. Uebrigens ließen sie ihm in Rücksicht des Essens und Trinkens völlige Freiheit.

Mittlerweile hatten sich die Querre alle versammelt und der Zug ging nun in Gesellschaft jenes Landmannes auf Wettig zu. Als sie an das Dorf herankamen, warf auf ein gegebenes Zeichen jedes Querrlein sein Nebelkappchen über, und der Landmann that ein Gleiches. Auf einmal waren sie nun vor den Augen aller Sterblichen gedeckt und unbemerkt, und sicher konnten sie nun ihren Einzug in das Hochzeitshaus halten.

Obgleich diese ungeduldeten Gäste vermöge ihrer Unsichtbarkeit auch Niemand zum hochzeitlichen Tische nöthigte; so nahmen sie dennoch auch uneingeladen daran Platz, und zwar so, daß sich allemal zwischen jedem Hochzeitsgaste ein Querrlein einsetzte. Ueberhaupt machten sie es

sich zur Pflicht, ihren hochzeitlichen Nachbarn, die sich zwar selbst im Geschäfte des Essens und Trinkens nicht träge finden ließen, treulich zu helfen. Auf diese Art konnte auch der mitgebrachte Landmann, den sie in ihre Unsichtbarkeit mit aufgenommen hatten, weidlich mit-schmauseten und zechen, ohne zur Hochzeit selbst eingeladen zu seyn. Dieß that dieser auch wirklich nach Kräften; doch der hochzeitliche Tisch bot zu viel des Guten dar, als daß er nicht gewünscht hätte, von der Fülle dieses Ueberflusses, mit dem ihn die Querre beglückten, seiner Frau und seinen Kindern, die zu Hause vielleicht darben oder noch froh seyn mußten, das trockene Brot zu haben, was ihnen eben diese Querre gerade heute übrig ließen, da ihnen der Hochzeits-schmaus einen bessern Genuß verschaffte, etwas mit nach Hause zu bringen; oder wenn er dieß auch wirklich aus keiner gewinn-süchtigen Absicht that, so geschah es vielleicht blos deswegen, um sich von der Wirklichkeit jener Hochzeit und von seiner wirklichen Gegenwart dabei in der Folge wahrhaft überzeugen zu können; denn nothwendig mußte ihm der ganze Vorfall, seine eigene Unsichtbarkeit und die Verbindung, in der er heute mit den Querrlein stand, als ein Traum vorkommen. Kurz, er ließ die Warnung, welche die Querre, als sie ihn mitnahmen, an ihn ergehen ließen, aus den Augen, und steckte von den Ueberbleibseln der Hochzeits-speisen Einiges zu sich. Doch in demselben Augenblicke, als er dieß that, war auch die ihn deckende Nebelkappe, das Geschenk der Querre, verschwunden, und mit einem Male saß er nun sichtbar vor aller Gäste Augen da. — Diese, besonders seine Nachbarn zur Linken und Rechten, staunten nicht wenig, so urplötzlich einen ungeladenen Gast und zwar in einem nichts weniger als hochzeitlichen Kleide, zwischen sich sitzen zu sehen. Frage folgte auf Frage, und der neue sichtbare Gast wußte, ganz bestürzt und beschämt, nicht was und wem er zuerst antworten sollte. Endlich und um sich dadurch bei den Hochzeitaltern wegen seiner unerwarteten Gegenwart am ersten entschuldigen zu können, hielt er es fürs beste, den ganzen Hergang der Sache, so wie er war, vom Anfang bis zum Ende haarklein zu erzählen. Er that es freilich mit einer gewissen Schüchternheit, aus Furcht vor den Querrlein, die er durch seinen Ungehorsam erzürnt zu haben sich bewußt war, und es war ihm nun gar nicht unlieb, daß er kurz vorher selbst unsichtbar zwischen zwei leibhaften Gästen und nicht, wie jeder andere Hochzeitsgast, zwischen zwei unsichtbaren Querrlein saß.

Die Gäste erschrocken nicht wenig über ihre unsichtbare und unverhoffte Nachbarschaft, von der sie jetzt hörten, und manche, besonders die weiblichen, denen es nach gerade anfang, etwas unheimlich zu werden, würden wohl die Lust zum Essen ziemlich verloren haben und hungrig vom Tische gegangen seyn, wenn sie nicht vorher schon sich es zu gut hätten schmecken lassen und schon zum Ueberflusse gesättigt gewesen wären. Nun erst

konnten sie es sich erklären, was sie schon vorher mit Bewunderung erfüllt hatte, nämlich wohin wohl immer die Speisen in den Schüsseln geschwunden waren, die kaum, erst gefüllt, immer zusehends abgenommen und sich vermindert hatten.

Troh, durch den neuerschiedenen Gast nun Aufschluß hierüber erhalten zu haben, behielt man diesen gern da und bat sich nun auch bestimmt seine Gegenwart für den andern Hochzeitstag aus. Diese Einladung nahm dieser mit Vergnügen an, und erschien nun am Tage so feierlich als die andern Gäste.

Aber auch die Querre waren sonder Zweifel am andern Tage wieder gegenwärtig, ob sie gleich Niemand gebeten hatte; denn auch diesmal bemerkte man, und dieß ganz deutlich, ein sichtliches Abnehmen und Verschwinden der Speisen aus den stets voll aufgetragenen Schüsseln.

Nicht allemal waren die Querre so gewinnföchtig und begehrlieh; ihre Besuche waren öfters auch ohne Nachtheil und sogar vortheilhaft für die Bewohner eines Hauses. Dieß war z. B. der Fall, wenn sie sich bei Taufgasmahlen und überhaupt in Wochenstuben einstellten; dann drängten sie sich nicht als ungebetene Gäste zu den Tischen ein, sondern hielten, wenn auch vielleicht nicht für Alle, doch wenigstens für die Wöchnerin sichtbar, ihr eigenes Mahl entweder unter dem Ofen oder unter dem Bette der Wöchnerin, wo man sie, um die Wöchnerin nicht etwa Gefahren auszusehen, gern ungestört und in Ruhe ließ. Sie waren auch wohl höflich, und brachten der Wöchnerin etwas von ihren Schwären, z. B. einen Zwieback zum Geschenke ins Bett. Davon erzählt die Sage:

Eine Wöchnerin, die noch das Bett hütete und eben allein in der Stube war, hörte plötzlich ein ungewohntes Geräusch in ihrem Zimmer; sie blickte nach der Gegend, von wo es herzukommen schien, und sieht zu ihrem nicht geringen Erstaunen, daß in der Gegend des Ofens unten an der Wand plötzlich eine, nur unbedeutend große, Oeffnung sichtbar wird und daraus ein kleines graues Männchen oder Querrlein hervorkommt und mit vielen Grüßen ihrem Bette sich naht. Es redet sie mit Höflichkeit an und erbittet sich die Erlaubniß, daß eine ganze Gesellschaft ein Gastmahl in dieser Stube halten möge, und verspricht für die Erlaubniß im Namen Aller erkenntlich zu seyn.

Die Wöchnerin, äußerst neugierig auf diese Gesellschaft, ertheilt die gebetene Erlaubniß, und das Männchen empfiehlt sich mit vielen Begrüßungen wieder. Bald darauf hört die Wöchnerin durch jene Oeffnung ein neues, noch größeres Geräusch, und das kleine graue Männchen erscheint wieder an der Spitze von einer Menge eben so kleinen Hausgestandes, das wie geschäftige Ameisen, kleine Tische und Stühle und ganze Körbe voll der künstlichsten Schwären und Speisen durch jene Wandöffnung hereinbringt und nun damit die Tische

auf das schönste besetzt. Jetzt erschallen Töne aus der Ferne, sie nähern sich allmählig; und es treten nun, ebenfalls durch jene Oeffnung, mehrere Tonkünstler mit Saiten- und Blasonwerkzeugen ein, an die sich ein langer bunter Zug von lauter solchen kleinen Wesen anschließt. Die Gesellschaft nimmt Platz an den Tischen und hält ein lebhaftes vergnügtes Mahl unter der angenehmsten Tischmusik. Nach aufgehobener Tafel ertönt eine muntere Tanzmusik, und schon fangen die kleinen Leutchen an, bunt unter einander sich zu drehen und zu schwenken, als plötzlich ein neues Querrlein ins Zimmer gestürzt kömmt, die Hände über dem Kopfe zusammenschlägt und voller Betrübniß ausruft:

„O große Noth, o große Noth!
Die alte Mutter Pump ist todt!“

Wie ein Donnerschlag tönt dieß den kleinen Gästen in die Ohren; so schnell als möglich nimmt jeder die Flucht, Alles, was von Sachen da war, wird eiligst hinweggeschafft, und zwar alles zu der Oeffnung wieder hinaus, wo es hereingekommen war.

Die ganze Stube war nun wieder leer und einsam, nur jenes kleine Wesen, das allem Ansehen nach die Stelle eines Geprängmeisters begleitete, war noch zu sehen, es kam wieder auf die Wöchnerin zu, erzählte ihr, daß der plötzliche Tod der Ahnfrau ihres Stammes sie in Schreck und große Betrübniß versetzt habe; und daß sie nun sehr unglücklich werden könnten; es bedankte sich übrigens höflich für die ertheilte Erlaubniß des Zutritts in die Wochenstube, und schenkte der Wöchnerin im Namen der ganzen Gesellschaft zum Dank dafür drei Geschenke, nämlich: einen goldenen Ring, einen silbernen Becher und ein Weizenbröckchen.

Diese drei Dinge, sagte das Männchen, seien von großer Wichtigkeit; denn so lange sie alle drei vereint in dem Stamme bleiben würden, würde er immer größer, angesehen und reicher werden, und Glück und Ruhm würde sein Eigenthum seyn. Sie müßten daher alle drei als ein werthes Heiligthum betrachtet und sorgfältig aufbewahrt werden; der Ring aber solle allemal in dem Geschlechte des ältesten Sohnes verbleiben und von dessen Gemahlin getragen werden. Hierauf empfahl sich das Männchen höflich wieder, und verschwand durch die bewußte Oeffnung und diese mit ihm.

Der Wöchnerin war es, als ob sie aus einem Traum erwache, und sie würde auch alles wirklich für Traum gehalten haben, wenn nicht die drei Geschenke ihr so in die Augen geblänzt hätten.

Es ward nun die ganze Sippschaft, der ein so günstiger Glücksstern ausgegangen war, zusammenberufen, ihr der ganze Vorfall vorgetragen und endlich gemeinschaftlich berathschlagt, wie man jene drei Geschenke, als Unterpänder eines ununterbrochenen künftigen Glückes des Geschlechtes, sich am besten sichern könne.

Einem gefaßten Entschlusse zufolge, ward nunmehr ein fester steinerner Thurm erbaut und der silberne Becher

und das Weizenbrötchen tief in seinem Innersten wahr, so daß Niemand im Stande war, diese heilbringenden Gaben dem Stamme zu entwinden. Den Ring aber trug die, der er geschenkt worden war, unablässig an ihrer Hand. Nach ihrem Tode erbte er, der Vorschrift gemäß, von Glied zu Glied fort, und das Geschlecht war seit dem Besitze dieser Zaubergaben immer größer, reicher und angesehenere geworden, so daß man das Glück, das ihm von Jahr zu Jahr immer schöner erblihte, nicht anders als einem höhern Schutze zuschreiben konnte. Wie aber der Mensch nur allzu oft an seinem Unglücke selbst schuld ist, und das stückige Glück, was er schon an den Fittigen hält, sich dennoch wieder entwischt läßt, so ging's auch hier. Es war einst eine Besitzerin des Ringes so unvorsichtig, ihn zu verlieren, und alles Nachsuchens ungeachtet war er schlechterdings nicht wieder aufzufinden.

Trostlos brach die Familie in heisse Klagen aus, und fürchtete nun, den Zorn jener Wesen, deren Huld sie sich bisher zu erfreuen gehabt hatte, erfahren zu müssen. Und dieß nicht ohne Ursache, denn ein heftiges Ungewitter erhob sich bald über jenen alten Thurm, der, als Trutz- und Schutzwehr dieser Geschenke, gleichsam der Stammhalter des ganzen Geschlechtes gewesen war, spaltete ihn mit einem fürchtbaren Blitze und Getöse von oben bis unten, und verschlang in einem Nu die verehrten Heiligthümer.

Die Verheißung des Ueberbringers jener Geschenke traf leider wörtlich ein; denn so sehr dieses Geschlecht während des ungehörten Besizes begünstigt gewesen war, so verlassen war es von demselben, als der Besitz der Güter ihm verloren ging, denn sowohl seine Größe als sein Wohlstand verminderte sich von nun an zu sehends.

So trieben die Querre ihr Wesen in dieser Gegend, bis auf den Dörfern die Glocken eingeführt wurden. Glockenklang mochte ihren zarten Ohren zu stark und zu erschütternd seyn, sie verließen daher diese Gegend. Die, welche auf oder in dem Berge hausten, mietheten aus dem nahen Dorfe Dittersbach einen Bauer mit ein Paar Wagen, und ließen sich fortfahren (wenn ich nicht irre ging es nach der Lausitz).

Die beiden Wagen wurden gepfropft voll; denn die Querre hingen sich darauf und daran, so daß an jeder Latte und jeder Speiche ein Querrlein hing. Den Bauer, der diese Fuhre übernahm, belohnten sie sehr reichlich, so daß er dadurch zu einem reichen Manne wurde und alle seine Nachkommen dieses Glückes sich noch erfreuen konnten. Die Querre sagten beim Abschiede: dann würden sie wieder kommen, wann die Glocken wieder würden abgeschafft seyn und

Wann Sachsenland

Wieder käm' an Böhmerland;

dann, meinten sie, würden auch bessere Zeiten seyn.

Daß die Querre aus den Gränzbergen Böhmens verschwinden sind und durch die Glocken vertrieben wurden, wird auch geschichtlich erwiesen. Denn in einer alten Chronik, welche in den Script. Rerum Lusatic. T. H., p. 473 abgedruckt ist, heißt es: Testatur Chorographia autoris vetusti, proavorum memoria, le mur es ejusmodi abhinc discessisse; verba ita sonant: „Die Einwohner melden, daß vor der Zeit, ehe die großen Glocken in Dittersbach ist gossen worden, so geschahen 1514, im Ditreichsberge Querr sollen gewohnt haben. Sind oft ins Dorf gekommen, und habend sich in Häuser vnd Stuben versüget, also, daß die Leut ihrer gar gewohnt gewesen. Nachdem aber die Glocken gossen und gelautet worden, hat sie der harte Schall des Ertes, welchen sie nicht erdulden können, vertrieben, daß man derselben bisher keins mehr gespüret hat.“

Der Schreckensthurm.

Auf der Meerfahrt von Neapel nach der Grotte des Pausilippo sagte der Schiffer, den ich durch Wein von Capri redselig erhielt: „Dort steht Isana's Schreckensthurm!“ und zeigte nach dem, von der Flut bespültem Rande eines hochliegenden reizenden Gartens, in welchem man ein Terrassengeländer, das herabführte zum Meer, und nicht weit davon einen Thurm bemerkte. „Und was ist's mit diesem Schreckensthurm?“ fragte ich mit der Neugier eines Reisenden, der gern daheim etwas erzählen will.

„Wie lange es her ist, weiß ich nicht,“ so begann der junge Schiffer seine Erzählung, „aber diese Besetzung gehörte einst dem reichen Grafen Vicini, dessen Gattin schon in früher Jugend starb, bei der Geburt einer Tochter. Nun nahm er nicht, wie Viele thun, gleich eine andere schöne Frau, sondern er grämte sich über den Tod seiner einzigen sehr und wohl mit Mahnungen des Gewissens, da sie nur gezwungen ihm gefolgt, und in nagernder Sehnsucht nach einem verlorenen Glücke neben ihm hingewelt war. Genug, Graf Vicini wurde trüb im Gemüth, und als Isana, so hieß seine Tochter, kaum ihren sechzehnten Geburtstag gefeiert hatte, ging Graf Vicini ein zu seinen Vätern. Isana war an diesem stillen Ort auferzogen, aber weder der Vater, noch irgend einer ihrer Leute, hatte ihren hochfahrenden Sinn, ihre Widersehtlichkeit gezähmt; sie wuchs auf in Glut und Trost, und wurde gewohnt, keinem Willen zu gehorchen, als dem ihren. Nun lernte sie bei dem Leichenbegängniß ihres Vaters den Marquis Salegno kennen, in weitem Grade mit ihr verwandt, und ein hübscher, abgeschliffener Wüstling. Sein keckes, freies Wesen machte Eindruck auf ihr Herz, und Salegno, obwohl er eine Verlobte hatte, sah mit küsternem Blick auf Isana's Schönheit und ihre reichen Besitztümer, so daß bald, im heimlichen Einverständniß Beider, der Marquis allabendlich an dieser Stelle von Isana erwartet wurde.

Da sie nun aber einen Vormund erhielt, den bei Hofe sehr angesehenen Grafen Magnani, und dieser von den verdächtigen Zusammenkünften benachrichtigt wurde, so beschloß er, mit Bewilligung des Königs, daß sein Sohn der Gemahl Isana's werden solle. Sie gerieth außer sich, als sie dieß erfuhr, und sträubte sich mit Hestigkeit; da aber endlich ein Befehl des Königs den Tag ihrer Vermählung, die in Neapel gefeiert werden sollte, bestimmte, gab sie anscheinend nach, während sie in unterdrückter Wuth den verwegensten Plan zur Widerseßlichkeit und Rache ersann.

Da heuchelte nun Isana dem jungen Grafen Magnani, der sie fast gar nicht verließ, Liebe, und beredete ihn, daß er sie am Abend vor der rasch angefügten Vermählung, zu einer bestimmten Stunde, ganz allein mit einer Gondel nach Neapel bringen solle, in den Pallast seiner Eltern, die sie zu überraschen gedente. Ihren geliebten Salegno ließ sie wissen, daß sie ihn an demselben Abende eine Stunde später bei der Terrasse erwarten werde.

In dem Gebüsch aber hatte Isana mehrere, mit reicher Gabe gedungene Männer versteckt, die den Grafen Magnani, wenn er zur Terrasse hinausstieg, ergreifen, fesseln und in den Thurm dort werfen sollten, damit sie Zeit gewänne, mit Salegno zu fliehen und sich ihm heimlich zu vermählen. Jene Männer thaten, wie ihnen geheißen war; da jedoch der Ankommende seinen Vortheil ersah, sich kräftig zur Wehre setzte und einen der Soldlinge schwer verwundete, geriethen diese in Wuth; er fiel unter ihren Dolchen, und in Schrecken über ihre That entflohen sie, nachdem der Leichnam von ihnen in den Thurm geworfen worden war.

Isana harrete unterdessen mit Aengstlichkeit auf dem Schloß; die dem Grafen Magnani festgesetzte Stunde war längst vorüber, und sie schickte sich eben an, mit einem Käftchen voll Kostbarkeiten nach der Terrasse zu eilen, wo sie Salegno und seine Gondel schon zu treffen hoffte, als sie plötzlich einen Zug mit Fackeln durch den Garten daher kommen sah, und bald trat der junge

Magnani mit seinen Aeltern in Isana's Zimmer. Der alte Graf hatte die ihm zuge dachte Ueberraschung entdeckt, und darauf bestanden, die Braut müsse festlich in sein Haus eingeführt werden, weshalb die Herfahrt später erfolgt war. Verstört erzählte nun der junge Graf, sie hätten zu ihrem Schrecken auf der Terrasse Blutspuren gefunden. Ohnmächtig sank Isana nieder.

Als sie wieder zum Bewußtseyn kam, antwortete sie auf keine der vorgelegten Fragen, sondern begehrte nur, nach dem Thurm geführt zu werden, begehrte dieß mit einer Hestigkeit, die an Wahnsinn gränzte. So setzte sich der Zug wieder in Bewegung, und als nun Fackeln das Innere des Thurmes beleuchteten, entdeckte man — Salegno's Leichnam. Er war zu seinem Unglücke der Erste gewesen, der die Terrasse hinaufstieg.

Mit Entsetzen schauten Alle auf den Gemordeten, und nur die Zeit gab über den Zusammenhang der furchtbaren Begebenheit Aufschluß. Isana aber versiel in Raselei, die endlich in stillen Wahnsinn überging, in welchem sie glaubte, ihr geliebter Salegno müsse wiederkehren. Sie erwartete ihn, festlich gekleidet, jeden Abend an der Terrasse; bei dem kleinsten Geräusch horchte sie auf und rief: „Jetzt kommt er!“ Und so sah man sie dort viele, viele Jahre, und endlich blieb sie aus; denn der Tod war auch über sie gekommen. Manchmal aber wollten auch dann noch die Schiffer, wenn sie in der Nacht hier vorbeifuhren, die hohe Gestalt im Kleiderschmuck erkannt haben, und bis auf diesen Tag vermeiden wir gern bei nächtlicher Zeit die Nähe des Thurmes; denn oft wandeln da gespenstliche Gestalten um, die sich zu erreichen suchen, und sich doch ewig fern bleiben.“

Mit diesen Worten schloß der eheliche Lustschiffer; ich aber besuchte später die Villa selbst, wo mir die Wahrheit der Begebenheit bestätigt wurde; so habe ich sie denn hier mitgetheilt, wenn nicht mit der Redseligkeit jenes Erzählers, doch mit aller Treue, und nicht einmal die gespenstischen Gestalten hab' ich weggelassen; denn der Schifferglaube will eben so sein Recht haben, wie der Köhlerglaube.